

verfälscht zu verkünden und zu bewahren. In diesem Kontext steht die Handauflegung als Weitergabe bevollmächtigter Sendung, während sie bei Küng auf die Hirten (in seinem verengten Sinn) beschränkt ist und so gerade jene Sendung nicht vermittelt, zumal sie nur eine der legitimen Möglichkeiten ist. So stellt er eine eigene systematische Konzeption, die er neu aus den Ursprüngen konstruiert und die den Texten nicht angemessen ist, an die Stelle der Ordnung, in welche die biblischen Texte selber die Entwicklung einmünden lassen und welche die frühe Christenheit aufnimmt und zur vollen Ausformung bringt (K 458–522).

Die Künsche Negation der Unfehlbarkeit der Kirche zeigt sich so als Konsequenz grundlegender ekklesiologischer Entscheidungen. Von hier aus klärt sich nun auch die Frage, die wir am Anfang gestellt haben. Küng betont den breiten Konsens zu seiner positiven These, dem Festhalten an der »Indefektibilität der Kirche im Sinne eines Bleibens in der Wahrheit trotz aller unbestreitbaren Irrtümer« (F 371) und sieht in der negativen These einer Leugnung unfehlbar wahrer Sätze nur eine noch verbleibende Randfrage. In Wirklichkeit verläuft die Trennungslinie anders, da die Perennität und die darin eingeschlossene Irrtumsmöglichkeit der Kirche grundlegend verschieden verstanden wird – im Sinne des Festhaltens an einer untrüglichen Autorität der Kirche oder deren Verneinung. Die Frage kann nicht als ein nebensächliches Problem in der Schwebe bleiben, da gerade darin schon die Entscheidung läge: die Kirche glaubte dann mit Gewißheit nur noch an ihre Perennität und könnte, da sie unabdingbar an Schrift und Tradition gebunden ist, ihre Unfehlbarkeit nicht mehr bezeugen.

Stephan Horn

SACRO-POP. – SEIT DEM ENDE DER fünfziger Jahre spricht man wieder vom »neuen« Lied in der Kirche. Gemeint ist damit vor allem der Versuch, Elemente der Unterhaltungsmusik, von Jazz und Beat in die Kirchenmusik zu integrieren. Während in den vergangenen Jahrhunderten der

abendländischen Musikgeschichte Melos und Klang ein gewisses Übergewicht besaßen, tritt hier das Rhythmische, d. h. das, was man dafür hält, stärker in den Vordergrund.

Inzwischen gibt es kaum eine Kirche, in der nicht irgendwann einmal eines dieser »neuen« Lieder gesungen worden wäre. Vor allem die sogenannten Jugendgottesdienste wirkten bahnbrechend. Clevere Musikverlage witterten ein gutes Geschäft und behielten, was den finanziellen Profit betraf, Recht. Mittlerweile existiert ein neuer Terminus-technicus: Sacro-Pop.

In Deutschland gruppierten sich auf evangelischer Seite die Versuche vor allem um den Düsseldorfener Kantor Oskar Gottlieb Blarr, der seit Mitte der sechziger Jahre hier ein dankbares Betätigungsfeld sieht. Auf katholischer Seite stellte der in Duisburg wirkende Organist Leo Schuhen die ersten sogenannten »Jazzmessen« der Öffentlichkeit vor. Vor allem der Münsteraner Peter Janssens gilt heute als einer der Protagonisten der neuen Richtung. Mit eigener Band und eigenem Musikverlag, als fleißiger Liedermacher und Interpret hat Janssens es verstanden, sich einen kräftigen Teil des geschäftlichen Erfolges zu sichern.

Inzwischen haben die »neuen« Lieder ihre Unschuld verloren. Was anfangs fast wie ein Neubeginn in der Seelsorge aussah, entpuppte sich als Geschäft und enttarnte sich als Musik der getarnten Gefühle. Zu deutlich war der Griff in die musikalische Motenkiste des 19. Jahrhunderts und die Anleihe bei den kehligen Kampfliedern des Rechts- und Linksfaschismus, bei Hitlerjugend und FDJ.

Wo es gilt, den Außenstehenden einzubeziehen, ihn einzustimmen in die Gruppen-solidarität, da hat man zu allen Zeiten die psychosomatische Wirkung gemeinsamer Rhythmen benutzt, deren motorische Suggestion nicht den Intellekt angeht, sondern tiefere Schichten mobilisiert, den Herzschlag in ihren Dienst nimmt, den Pulsschlag des Blutes. Das zeigt sich in den Tänzen primitiver Kultgemeinschaften ebenso wie im Stampfschritt marschierender Kolonnen. Niemals hat eine politische Bewegung ihre Anhänger so unablässig zum Marschieren ge-

nötigt, ein ganzes Volk mit solcher Konsequenz zu Mitläufern gedrillt, wie der Faschismus, gleich welcher Richtung. 1936 heißt es bei Herybert Menzel: So Reih' um Reihe – Schritt um Schritt – / Kolonnen stampfen gleichen Tritt. / Wir ahnen's groß, wir beten schon: / Dies ist der Pulsschlag der Nation. – In einem anderen Gedicht wird prophezeit: Ja, braun an braun Kolonnen ziehn, / ihr Marschtritt hämmert sich schon ein. / Es kann nicht einer mehr entfliehn, / ganz Deutschland zieht bald hinterdrein! – Und in einem der »Trommelgedichte« von Heinrich Anacker wird behauptet: Das ist die herbe Weihe, / die unsern Weg verschönt: / Magie der Viererreihe, / wenn vorn die Trommel dröhnt.

Dröhnender Trommelschlag, stampfender Rhythmus der Marschkolonne: Im Aufbruchsrausch des gleichgestimmten Kollektivs verliert sich die Frage nach dem Ziel. Damals war es die Wucht riesiger Chöre, in denen der Mitsingende sich verlor, untertauchte in einen Zustand kollektiver Trunkenheit. Heute sind es vor allem der eintönige, einhämmernde Rhythmus des Schlagzeugs, das Dröhnen elektrischer Verstärker, die den Einzelnen vereinnahmen.

Die meisten Songs der »neuen« Liedproduktion liegen eindeutig in der Nähe jener Lieder, wie sie im »Tausendjährigen Reich« an der Tagesordnung waren und mit Begeisterung gesungen wurden. Zugegeben, viele Sacro-Songs besitzen etwas Swing, ein bißchen Zuckerguß, aber was musikalisch geboten wird, ist Propaganda, nicht Überzeugung, sondern Überredung. Musik zum Träumen verbindet sich mit modernen Tanzrhythmen und solidem Vier-Viertel-Takt, der so richtig zum Mitsingen reizt, zu einem tosenden Bluff. Dieses »geistliche Sing-out« ist ganz auf Emotion und Massenwirkung angelegt. Vernunft und Denken haben hier nichts zu suchen.

»Überall weht Gottes Geist, neu wird das Gesicht der Erde«, so verspricht es das Gabenlied einer »Pfingstmesse« von Peter Janssens.

Refrain:

»Überall weht Gottes Geist, neu wird das Gesicht der Erde.«

Verse:

»Miteinander helfen Menschen Tag für Tag sich, stiften Einheit, bauen Wände bess'rer Zeiten, hinter denen Liebe wohnt.

Voneinander lernen Menschen zögernd Frieden, setzen Pläne gegen Furcht und Bombenschrecken, Geisthauch selbst den Willen stärkt.

Zueinander finden Menschen aller Rassen aller Völker, achten Würde aller Zonen, Geisthauch selbst die Sprache leht.

Füreinander sorgen Menschen unermüdlich, zwingen Hunger, decken Tische bess'rer Zeiten, Liebe selbst die Speisen reicht.« . . .

Ganz allgemein gesagt, bietet der Text das Bild einer utopischen Gesellschaft. Die Verse der Vorsänger und der Refrain der Gemeinde beginnen jeweils mit einer adverbialen Bestimmung: überall, miteinander, voneinander, zueinander, füreinander. Zwar kann durch diesen Kunstgriff der einhämmernde Rhythmus des Beginns bis zum Ende des Liedes durchgehalten werden. Doch legt dieser Kniff dem Texter zugleich Fesseln an. Der glänzende Einfall entpuppt sich als »Sinnensteller«. Bei näherem Zusehen scheinen die Autoren vor allem Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache zu haben.

»Miteinander helfen Menschen Tag für Tag sich«. Menschen können sich helfen, aber sie können sich nicht miteinander helfen, das hätte höchstens Münchhausen geschafft. Weiter wird von diesen geisterfüllten Menschen gesagt: »Sie stiften Einheit, bauen Wände bess'rer Zeiten, hinter denen Liebe wohnt.« In einem Gedankengang wird das Bild der Einheit mit dem Bild der Trennung vermischt. Auch das ist von der Sprachlogik her nicht möglich.

Weiter heißt es: »Menschen setzen Pläne gegen Furcht und Bombenschrecken.« Pläne werden entworfen. Man kann auch Pläne gegen etwas schmieden. Pläne kann man aber nicht setzen. Vor allem lassen sich Furcht und Bombenschrecken nicht durch Pläne aus der Welt schaffen.

Was mögen sich die Texter wohl bei der Formulierung »Menschen . . . achten Würde aller Zonen« gedacht haben? »Zone« ist ein Begriff aus der Geographie und »Würde«

ein Begriff aus dem Bereich der Ethik. Beides läßt sich nicht miteinander verbinden.

In der letzten Strophe wird die Nähe zur Werbesprache und ihrer plakativen Verkürzung deutlich: »Menschen zwingen Hunger« nach dem bekannten Motto der Waschmittelindustrie.

Das sind nur einige der größten sprachlichen Fehlleistungen. Konfutsse, einer der größten Staats- und Sittenlehrer Chinas, sagte einmal: »Wenn die Sprache nicht stimmt, so ist das, was gesagt wird, nicht das, was gemeint ist; ist das, was gesagt wird, nicht das, was gemeint ist, so kommen die Werke nicht zustande; kommen die Werke nicht zustande, so gedeiht die Moral und die Kunst nicht; gedeiht die Moral und die Kunst nicht, so trifft die Justiz nicht; trifft die Justiz nicht, so weiß die Nation nicht, wohin Hand und Fuß setzen. Also dulde man keine Willkürlichkeiten in den Worten. Das ist alles, worauf es ankommt.«

Wohlgemerkt, bei »Überall weht Gottes Geist« handelt es sich *nicht* um irgendeinen Text, sondern um einen Begleitgesang zur Gabenbereitung der Messe. Der Sprachmißbrauch innerhalb der Liturgie aber ist besonders fatal.

Der Text des vorliegenden Gabenliedes untermauert, wie viele der »neuen« Texte, Vorurteile. Er besteht vor allem aus einer Aneinanderreihung leerer Formeln und Worthülsen. Ansprüche, die der Text verspricht, werden nicht eingelöst. Durch ihre Häufung soll eine totale Wirkung erzielt werden.

Melodisch verwendet Janssens, sicher unbewußt, aber unüberhörbar, den ins Mixolydische gewendeten Anfang des alten Bergmannliedes »Glück auf! Glück auf! der Steiger kommt«, das in der Zeit des Nationalsozialismus seinen Text wechselte in: »Deutsch ist die Saar, deutsch immerdar«, und dessen Melodie schließlich in »Vorwärts! Vorwärts schmetternd die hellen Fanfaren«, dem Lied der Hitlerjugend, wiederkehrte als Refrain: »Unsre Fahne flattert uns voran. In die Zukunft ziehn wir, Mann für Mann.«

Vor allem der einhämmernde Rhythmus des Schlagzeugs gibt dem Lied »Überall

weht Gottes Geist«, diesem Lied einer utopischen, von Gottes- und Nächstenliebe geprägten Gesellschaft, den aggressiven, agitatorischen Drive und rückt es in die Nähe der ausschließlich auf Massenwirkung berechneten Aufmarschmusikern totalitärer Staaten.

Die angeblich »neue« Liedproduktion bedient sich vor allem des technisch Brüchigen und bietet die unzulängliche Imitation von längst abgegriffenen Mustern als »neue« Musik an. Die Melodik ist besonders bei Janssens vor allem an den Kirchentönen orientiert (Beispiele dafür bieten u. a. die verschiedenen Vater-unser-Vertonungen, Ein anderes Osterlied, Pfingstmesse usw.). Bevorzugt wird das Dorische, das Aeolische und das Mixolydische.

Die Übernahme der Kirchentönen, die Anlehnung an jahrhundertealte Kirchenlieder und Melodien des gregorianischen Choral ist mehr als nur eine technische Erleichterung. Über die Melodien fließen Elemente des ursprünglichen Textes und Liedes in das neuentstandene Liedgebilde mit ein und verleihen ihm den Anstrich zeitloser Gültigkeit. Spätestens hier wird der Sachverhalt zum Politikum. Der musikalische Laie wird auf solche Weise überrumpelt und verliert die Orientierung; ja man kann von einer Trübung des Geschichtsbewußtseins sprechen. Für den Rezipienten tut sich hier ein Bereich zeitloser Gültigkeit und scheinbarer Zeitlosigkeit auf, eine vom zeitlichen Wandel offenbar unberührte Insel, deren stilgeschichtliche Bedingtheit um so weniger durchschaut werden kann, je geringer die ästhetische Erfahrung des Betroffenen ist.

Eines der neuen Lieder beginnt mit dem Friedensruf »Schalom«. Frieden zu schaffen ist das Ziel, Voraussetzung die Liebe, denn »wo die Liebe wohnt, da wohnt auch Gott«. So sehr alle Menschen der Wunsch nach Frieden und der Wille zum Frieden beseelen sollten, so sehr muß die Vertonung dieses Liedes durch Oskar Gottlieb Blarr verstören. Seine Musik ist hier ausdrücklich darauf abgestellt, sich herrschenden Normen anzupassen, hinter denen sich die sprachlose Gefühlswelt der Vielen verschanzte. Stereotype Gleichförmigkeit, bedingt durch die Vorherrschaft des Marschierhythmus und der

geraden Taktarten, verhärtet den musikalischen Sound zur Ideologie, die es darauf anlegt, einem Zweckoptimismus, hier einem religiösen, wie einem Fetisch nachzujagen.

Die Grundgestimmtheit dieser Lieder ist »optimistisch«. Ohne inneren Tiefgang wirken sie auf die vordergründige Gefühlswelt. Das Ergebnis ist eine »verdünnte« Revolutionsmusik ohne eigentliche Zündkraft, aber voll Effekt, voll oberflächlicher Publikums-wirksamkeit. Der »Effekt« ist eigentlich jedoch ein Kennzeichen spätbürgerlicher Musik. Der sich hier als avantgardistisch gebärende »Sacro-Pop« ist das Produkt einer »dirigistischen Massenkultur«, die den billigen Geschmack eines anspruchslosen Konsumpublikums reproduziert.

Diese Musik ist von simpelster melodischer, harmonischer, metrischer und formaler Struktur und fügt den musikalischen Verlauf aus gleichsam störenden Synkopen zusammen, ohne daß je an der sturen Einheit des Grundrhythmus gerührt wird. Die primitiven Bewegungsimpulse erzeugen im Hörer zwar eine antreibende Wirkung. Monotone, ständige Wiederholung jedoch nivelliert das Bewußtsein und führt zur Verwaschung. Letztlich handelt es sich um eine Musik, die vor allem in ihrem »Rhythmus« zur immer weiter fortschreitenden Liquidation der Person tendiert und das in einer Welt, die kraft der Zusammenballung stets größerer Machtkomplexe zur totalen Verwaltung übergeht. Damit pervertiert diese Musik zur Ideologie. Sie steuert, lenkt, filtert und kanalisiert einen zunächst richtungslosen Strom von Empfindungen. Sie engt ihn ein aus stereotypem Erlebnismuster. Die Folge ist ein Entmündigungsprozeß der meist passiven Hörer. Die Frage ist nur, wer bleibt hier auf der Strecke: der mündige Christ, die Botschaft Jesu, oder beide?

Hermann-Josef Burbach

GRÜSS GOTT! – ENTSCHULDIGEN SIE alle, daß ich Ihnen auf diese Weise schreibe. Es hat seinen guten Grund. Ich möchte ihnen möglichst bald Nachricht von mir und von Chili zukommen lassen. Meiner guten Freunde sind nicht wenige. Einige haben

mir schon geschrieben, und in ihren Briefen drücken sie große Sorgen aus. Man hört gerade jetzt so vieles über Chili . . . Mit diesem Brief möchte ich Ihnen unsere Situation etwas klarer machen.

Ich bin vor etwa drei Jahren nach Santiago umgezogen. Meine Arbeit sollte in der theologischen Fakultät der katholischen Universität geleistet werden. Mit großer Hoffnung bin ich angekommen, und alle diese Zeit habe ich richtig gelehrt und studiert. Im Laufe dieser Zeit habe ich bemerkt, daß das, was eine Nation groß macht, die tägliche Arbeit ist. In Chili gab es leider, und gibt es wahrscheinlich noch, viel Begeisterung, aber wenig Einsatz. Drei Jahre lang Aufenthalt in Santiago erlauben mir einige Meinungen zu äußern. Die Situation in Chili war zu gespannt. So konnte es unmöglich weitergehen. Die Träume waren zu süß, und alles war für eine zukünftige Zukunft gedacht und geplant. Um zu vermeiden, was gekommen ist, würde man ein übermenschliches Geschick brauchen. Die Ökonomie baut sich auf die Mathematik auf und nicht auf Versprechungen. Die Politik läßt sich auf die Dauer nicht mit großen und hohen Worten decken. Es gab einen unmöglichen Abgrund zwischen den gesagten Worten und den gemeinten Realitäten. Wir lebten in einer perfekten Schizophrenie.

Die Theologie, oder besser gesagt, ein Teil der Theologen haben diese Situation zu untermauern versucht. Nicht daß sie schlechte Absichten hatten, sondern daß sie zu blind und zu naiv waren. Schöne Blumen hat man hier ab und zu gesehen und bewundert. Aber sie sind auf einem ungesunden Boden gewachsen: auf dem Boden des Marxismus und seiner Problemstellung. Man kann nicht ohne Gefahr die marxistische Klassenkampftheorie akzeptieren, als ob sie eine unleugbare Realität wäre, und weiter studieren und lehren, als ob nichts geschehen könnte. Damit hat alles zu wackeln angefangen.

Die Einmischung der Ausländer in die innere Politik des Landes ist eine wichtige Seite unserer heutigen Geschichte. Jeder, der nach Chili kam, fühlte sich berechtigt, Ratschläge zu geben, Neuerungen anzuordnen,